

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Sonnabend, den 25. April 1835.

50

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Voranzahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb » u. 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung C. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die todte Braut.

Von Eschabuschnigg.

Graf Adolar war der letzte seines alten, reichsgräflichen Stammes; er stand nun im fünfundzwanzigsten Jahre, und zog die Augen aller Mädchen auf sich; er machte die Hoffnungen der Ebenbürtigen rege, trat aber mit keiner in eine nähere Beziehung, so daß es den Anschein zu erhalten anfang, als wolle er, unbekannt mit den zarteren Regungen des Herzens, unbekümmert um den Fortbestand seines glanzvollen Hauses, der letzte desselben seyn und die ausgebreiteten, durch Jahrhunderte besessenen Lehen heimfallen lassen.

Graf Adolar war ein schöner, liebenswürdiger Mann; was seiner hohen, ernsten Gestalt an blühendem Aussehen und jugendlicher Lebendigkeit mangelte, das ersetzte und überbot der würdige Anstand, der Zug melancholischer Schwärmercy, der über seine ziemlich blassen Züge verbreitet war. Diese feinen Lippen stoffen selten von lachender Laune oder dem Schwallen galanter und tändelnder Worte über, der der sorglosen Jugend, besonders höherer Stände eigen ist; aber der Ernst, der sie schloß, das phantastrende Träumen, das in den großen, finstern Augen lag, ließ diesen gewöhnlichen Liebreiz gerne vermessen, und jedes Wort, das er sprach, vermehrte den Antheil, das geheimnißvolle Interesse, das er Jedem unwillkürlich abgewann. Man trug sich mit vielfachen Gerüchten von Adolar herum. Märchenhafte Anekdoten aus seiner frühesten Jugend, Züge des Edelmutheß, den er auf seinen vielfachen Reisen bewiesen haben sollte, erfüllten alle Zirkel der Residenz; dieser wollte von einer gebrochenen ersten Liebe, jener von einer geheimen Ehe wissen, man machte ihn zum Abenteuerer, Duellanten und Geisterseher.

Eben begann die glänzende Winteraison in der Residenz; die Damen hatten zu genaue Kenntniß von ihren Reizen, als daß eine zweifeln konnte, der Graf müsse den gelegten Fallstricken erliegen, als plötzlich Graf Adolar seine Abschiedskarten abgeben ließ, und, wie er sagte, den griechischen Befreyungskampf mitfechten ging.

Die Männer schnitten verwunderte, bedenkliche Gesichter, manche er-

freute, die durch seine Entfernung im Preise stiegen; die Damen wurden aus seinen Vergötterern zu Entzauberten, die nun manches Gerücht über Adolar, das sie vorher als böse Nachrede verwarfen, für sehr glaubwürdig zu halten und endlich für gewiß auszugeben anfangen. Doch was tröstet sich schneller als ein Damenherz, und was verflittert gewisser als üble oder gute Nachrede, wenn ihr kein Widerspruch geboten wird! Graf Adolar hatte noch nicht das mittelländische Meer berührt, als sein Name in den Salons der Residenz nicht mehr öfter genannt wurde, als der des Herodot, Moses oder Coriolan; die Bälle und Soirées nahmen ihren erfreulichen Fortgang, und manche, deren Idol sonst Adolar gewesen, waren nun hoch erfreut, den alten Grafen A..., den schwindstüchtigen Baron B..., oder den dicken Banquier C... davongetragen zu haben, und übersahen in der Freude des Gelingens den diable boiteux, der eifrig mithinkte.

Doch wir sind heute unartig und lassen diese eleganten Damen diesmal stehen, wie sonst sitzen, und wenden uns zu Adolar.

Während er den Boden des classischen Hellas mit dem vollen Schwunge seines jugendlichen, schwärmenden Herzens begrüßte, wenden wir uns zu den früheren Jahren seines Lebens zurück und versuchen, unsern Lesern den stätigen Gang seines Herzens und Geistes bis zu dem Zustande, in dem wir ihn fanden, bekannt zu machen und aufzuklären.

Adolar war der Sohn eines sich zärtlich liebenden Paares. Seine Mutter war vom ältesten Adel, aber von verarmten Eltern. Sein Vater hatte mit den längst gemachten Planen seiner Eltern zu kämpfen, die ihren Sohn auf das glänzendste verheirathet zu sehen wünschten. Aber das ist ja der Segen wahrer Liebe, daß sie endlich dennoch durchdringt und das härteste Herz erweicht; auch hier war es der Fall, seine Eltern gaben endlich nach, und Adolar war der Sprößling dieses Ehebundes, den innigste, treueste Liebe geschlossen hatte. Je mehr Mühseligkeiten sie bis zur Vereinigung mit dem Geliebten zu überstehen hatte, je fester sie nun ihr Glück begründet wähnte, um so erschütternder, vernichtender war der Schlag, der Adolars Mutter betraf, als man im zweyten Jahre ihres seligen Ehestandes eines Tages ihren Gatten todt von der Jagd zurückbrachte. Sein eigenes Jagdgewehr, auf das er sich gelehnt hatte, war losgegangen und hatte ihm den Kopf zerschmettert. Der Schmerz des liebenden Weibes war der größte, den es auf Erden geben kann; ihr war, als wäre plötzlich die Erde unter ihr gewichen und sie stünde allein im grenzenlosen Raum, und ihre Thränen versänken einsam in's Unendliche. Doch sie war fromm und Mutter. Der Gedanke an Gott und Wiedersehen jenseits des Grabes erhielt sie, und der Anblick, der Besitz des lieblichen Kindes, der auch ihm angehörte, bewegte ihr Herz auch manchmal noch zu wehmüthiger Freude. Mit doppelter Liebe hing sie an Adolar; er gedieh unter ihrer Pflege zum schönen, fröhlichen Knaben. Adolar hing mit aller frommen, heiligen Liebe eines jungen, aufkeimenden Herzens an seiner Mutter; sie war ihm das Vorbild alles Schönen und Tugendhaften, und wenn er den englischen Gruß bethete, so wendete er sich unbewußt an seine Mutter; sie schien ihm das irdische Bild der Mildten, Gnadenreichen. Seine Spiele beschränkten sich auf den Raum in den zahlreichen Gemächern des Stammschlosses und des Parkes; Spielgefährten verlangte er nicht, er hatte einen Hang zum Alleinseyn, zur stillen, nachdenklichen Ein-

samkeit in den weitläufigen Sälen und Zimmern, im schwermüthigen Laubdunkel des Wildgartens. Den liebsten Tag verschaffte ihm seine Mutter, wenn sie ihn in das Zimmer seines verstorbenen Vaters ließ.

Hier stand noch Alles, wie am Tage, als er hinaus auf die Jagd ritt; diese Kleider hatte sein Vater getragen, diese Schränke und Geräthe dienten zu seinem Gebrauch und seiner Bequemlichkeit, aus diesen Büchern las er seinem geliebten Weibe vor, auf diesem Flügel begleitete er ihre Lieder. In diesem Heiligthume der Liebe waltete noch der Geist seines Vaters, dessen lebensgroßes Bild daneben hing; diese Handschuhe hatte noch er selbst so nachlässig hingelegt, dieses Gemälde hatte er sich in den nächsten Tagen zu beenden vorgenommen, — o! und dort stand auch das Gewehr, das ihm das liebende Weib noch freundlich umgehängt und das doch so treulos den Abschiedswunsch desselben gebrochen hatte. Hier stand ein verdorrter Kieferbaum, den der Graf zur Bescherung am nächsten Christtage für seinen kleinen Adolar selbst bereitet hatte, diese Goldsitter hatte noch die theure Vaterhand angeheftet, diese Bänder er noch in vorgeziehender Freude geordnet, diese Geschenke er ausgewählt. Der halbfertige Weihnachtbaum stand da als ein heiliges Vermächtniß der Liebe seines Vaters. An jedem Christabende wurde er mit hundert und hundert Lichtern von der Mutter geschmückt, um ihren Adolar mit kleinen Geschenken und sich mit den Thränen seliger Erinnerung zu beschenken. Adolar hatte seinen Vater nicht völlig verloren, das Andenken an ihn, die Liebe gegen ihn waltete noch im ganzen Hause fort, und jeden Abend betete er für seinen Vater und wünschte ihm eine süße, stille Nacht.

Diese Verhältnisse gaben Adolar von erster Jugend an die Richtung zu innerem Leben, zu stiller, ungewöhnlicher Träumerey, die, seltsam genug, mit seinem Organismus, mit seinem eigenen Gange übereinzustimmen schienen. Seit der ersten Kindheit äußerte sich etwas Ungewöhnliches an Adolar. Als ihn seine Wärterin einst an eine Stelle, wo besonders viele Blumen blühten, setzte, um ihm mit denselben ein Vergnügen zu machen, zeigte er alsobald eine innere Unruhe und das Streben von dieser Stelle entfernt zu werden; und erst als sein Wille befolgt wurde, beruhigte er sich wieder. Derselbe Angst und Beklemmung besiel ihn immer an diesem und noch manchem Plage, und siehe da, bey einer zufälligen Umgrabung ergab es sich, daß an dieser Stelle ein Gerippe verscharrt lag. Diese Witterung der Leichen behielt er, ohne daß ihm ein Todter Abscheu oder Furcht erregte. Als Kind wurde er oft plötzlich still und schaute unverwendet nach einer Stelle, oder schien wohl auch einen vorbeiehenden Gegenstand mit den Blicken zu begleiten, und seine alte Wärterin behauptete, er sehe Geister. Er erreichte sein achtzes Jahr, als er auch seine Mutter verlor. Er erwachte in einer Nacht zu ungewöhnlicher Stunde und fühlte einen innigen Trieb zum Bethen, was er auch that. Hierauf schlief er wieder ruhig ein; als er jedoch erwachte, kam die Mutter nicht wie gewöhnlich, an sein Bett; sie, welche die letzte Zeit fortwährend kränkelte, war gestorben.

Nun veränderte sich Adolar's Lage völlig. Sein Onkel, der deutscher Ordensherr war, gab ihn in eine öffentliche Erziehungsanstalt. Er lernte nun alle ritterlichen Künste und bewies auch besondere Geschicklichkeit zu denselben; doch blieb sein Gemüth fortwährend still und verschlossen, und bezeigte wenig Neigung für die lärmvollen Vergnügungen seiner Genossen. Ihm blieb ein

seltamer, traumhafter Gang, der ihn von diesen entfernte, Träume und Ahnungen verknüpften ihn fortwährend mit der psychischen Welt und der Vergangenheit.

Sein Oheim kam ihn öfter besuchen und erfreute sich an seinem Gedeihen. Seine Gestalt gewann immer mehr das Würdige, Sinnnehmende seines Vaters, und in Wissenschaft und körperlicher Fertigkeit ließ er alle weit hinter sich.

Bei einem solchen Besuche nahm der deutsche Herr Adolar mit sich auf eine kleine Reise, sie hatten eine waldige, gebirgige Gegend zu durchstreifen, und machten den Weg aus diesem Grunde zu Pferde. Der Graf unternahm diese Reise, um mit einem Jugendfreunde, Marchese Obaldi, der in Geschäften seines Fürsten eiligst durch Deutschland reisete, zusammenzutreffen, und den Entbehrten wieder einmal zu sehen und zu sprechen. Der Onkel gab Adolar, der nun sein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, nicht undeutlich zu verstehen, wie es sein sehnlichster Wunsch hienieden sey, daß er dereinst die einzige Tochter seines Freundes sich zur Gattinn erwählen möge. Adolar war diese Anspielung höchst gleichgültig, er ritt nach wie vor gemächlich am Waldsaume hin und erfreute sich der lieblichen Landschaft.

Sie reiseten schnell, und doch verfehlten sie den Marchese, der sich nicht aufhalten konnte, um einen Tag. Der Oheim wurde hierüber äußerst mißmuthig, und einsylbiger aber auch langsamer als die Herreise legten sie den Weg wieder zurück. Sie kamen abermals durch denselben dunklen Forst; der alte Graf übergab sein Pferd dem Diener zum Führen, und schritt nachdenkend am unebenen Waldwege weiter. Adolar führte seinen Kappen, da sie nur einen Diener, der ebenfalls beritten war, mit sich hatten, selbst, und folgte lässig seinem Oheim. Er empfand nichts von dem Verdrusse desselben, der alte Tannenforst kam ihm ehrwürdig vor, dabey trug das Zwitschern der Meisen und andern Vögel wieder etwas harmlos Heiteres, Lebendiges an sich. Er hatte das leichte Gefühl der Jugend und erfreute sich an der stillen Umgebung. Als er eben einer quersießenden Waldquelle ausweichen wollte, erblickte er etwas im Moose Schimmerndes, er griff es auf und erkannte es alsogleich für das Porträt eines sehr jungen Mädchens, das an einem schwarzen Bande hing. Die Lieblichkeit dieser Züge überraschte ihn im ersten Augenblicke; in diesem Auge lag alle Unschuld und Frömmigkeit frühesten Jugend. Diese Lippen schienen sich nur erst zum Gebethe geöffnet zu haben. In diesem Augenblicke redete ihn der Onkel an, er schob das Bild, ohne eine klare Idee zu haben, hastig unter sein Gewand und trat vor. Dieses erste Verbergen bestimmte seinen folgenden Entschluß. Er verstand selbst das Gefühl nicht, das ihn mit seltamer Scheu abhielt, das Bild seinem Oheim zu übergeben.

Die Reise ward noch an demselben Tage beendet und erst im einsamen Zimmer der Erziehungsanstalt fand er Gelegenheit das bezaubernde Bild wieder zu betrachten. Er riegelte die Thüre sorgfältig zu und zog es nicht ohne Herzklopfen hervor. Diesmal erschien es ihm noch reizender. Bald glaubte er, als blickten ihn daraus die Augen seiner Mutter an, bald war es ihm, als sähe er einen Engel; diese Züge schienen aus dem stillsten Grunde seines Herzens geschöpft.

Seit dieser Zeit wurde Adolar noch zurückgezogener; das eine Geheimniß, das er hatte, machte ihn durchaus verschlossener, aber dieses eine Geheimniß nahm allmählig alle erwachenden Gefühle seines jugendlichen Lebens

in Wess; er trug das Conterfey am Herzen und das ideale Original, das er sich selbst davon schuf, in demselben. Sein Gemüth, das immer so liebebedürftig und nun so lange verwaist war, neigte sich mit Inbrunst gegen dasselbe, er liebte dieß Wesen seiner Phantasie, wie man eine Mutter, eine Geliebte und einen Engel liebt.

(Der Schluß folgt.)

Als Jobs mein Gast war.

„Thun Sie, mein Herr, als wären Sie zu Hause!“
So spricht man sonst zum Gast bey'm Schmause;
Doch Jobsen, den der Gattinn Wint
Knapp hält und schmal in karger Klaufe,
Ihn rief an meinem Tisch ich zu: „Freund, is' und trink,
Kurz, thu', als wärst du nicht zu Hause!“

H. Stein.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, Anfangs Februar 1835.

(Schluß.)

Die Rolle, welche die Damen in der französischen Literatur spielen, wird immer glänzender. Die Pariserinnen haben ein eigenes Journal gegründet: le Journal des Femmes, die Ausstattung entspricht dem hohen Begriffe nicht, den man sich von der Eleganz der hiesigen Damen macht; das Papier ist dick und grau, das Format unbehülflich. In dem vorliegenden Hefte vom 15. Jänner finden wir fürs erste eine Lithographie, die Gräfinn Emilie Plater darstellend, sodann einen Brief einer Französin an eine Dame von Algier. Der Inhalt ist gar ernsthaft; es wird nemlich der Türkinn begreiflich gemacht, warum sich die Christen duelliren; dann kommt une jeune légende, wärmer und colorirter als die vorige Epistel, aber ich weiß nicht, was Mad. Coraly Thier damit sagen will. Ein Aufsatz über die Kirche des Abbé Châtel ist wenigstens verständlich; dann folgt eine biographische Notiz über die Gräfinn Plater und kritische Bericht. Das ist alles sehr mittelmäßig. In dem Anhang, Mosaïque betitelt, wird der Tod der geistreichen Elisa Mercœur angezeigt. An dem schönen, früh verewelten Mädchen hat die Damenliteratur eine ihrer Hauptzierden verloren. Sie war aus Nantes, wo sie sich und ihre Mutter durch Unterrichtgeben ernährte. Einige glänzende poetische Versuche erwarben ihr schnell einen großen Ruf. Im Jahre 1826 wurde sie von der Academie von Lyon als Mitglied aufgenommen. Späterhin gab sie eine Sammlung Gedichte zu Nantes auf Subscription heraus; diese trug ungefähr 2—3000 Fr. ein, damit reiste sie nach Paris, wurde von ihrem Landsmanne Chateaubriand dem Minister des Innern Hrn. v. Martignac, vorgestellt, welcher ihr eine Pension von 1500 Frs. bewilligte, die Julyrevolution nahm ihr diese Unterstützung und sie mußte nun wieder Unterricht geben; das übrige errathen Sie. Den Tag hindurch lief die geniale Elise in Paris herum, um sich ihr Brot zu verdienen, und des Nachts sekte sie sich ohne Feuer an ihren Schreibtisch und dichtete! Bald zeigten sich die Symptome einer feimenden Schwindsucht; am 7. d. M. verschied Elise nach langem Leiden. Sie hinterläßt zwey Romane, von denen nur einer vollendet ist, eine Tragödie „les Abencerrages“, die sie dem Théâtre français bestimmte, und Poesien, die nächstens erscheinen werden.

Wenn die hiesigen Damen sich schlecht aufs Journalistenhandwerk verstehen, so gibt es unter ihnen treffliche Dichterinnen. Man kann nichts hinreißenderes, nichts tiefer gefühltes und glühenderes lesen, als die Liebesgefänge der Frau Desbordes-Valmore. Eine Sammlung ihrer neuesten Gedichte ist unter dem Titel: „les pleurs“ erschienen. Auch von Mad. Tassu werden Poésies nouvelles angekündigt; von Mad. Waldore „Poésies du coeur.“ Diese drey Damen sind unstreitig die talentvollsten Dichterinnen, die Frankreich bis jetzt hervorgebracht. Stehen sie unter V. Hugo, Lamartine, wo es auf Höheit der Bilder, auf Energie des Gedankens ankommt, so werden sie in Schilderung zarter oder leidenschaftlicher Gefühle oft selbst von diesen He-

roen der neuesten französischen Literatur nicht erreicht. Elegien wie „l'Aveu,“ „la Grand'mère malade,“ „la jeune fille et le fossoyeur,“ „Hélène,“ „Anne,“ von Mad. Waldore, empfehlen wir unsern deutschen Musen zur Nachbildung. Die Frau Herzogin von Abrantes hat ein Talent anderer Art; auf lyrische Begeisterung macht sie keinen Anspruch, dafür besitzt sie einen scharfen Verstand, und Phantasie genug, um tiefe Gedanken kräftig zu coloriren.

Unter den übrigen literarischen Neuigkeiten führen wir „le Comte de Horn,“ einen Roman von Marie Nylard an. Poesie ist in dem Sujet wenig, aber es hat ein graufiges Interesse, das auch die derbsten Constitutionen zu erschüttern vermag. Die Handlung spielt zur Zeit des Regenten: ein neuer Pactolus überschwemmte Paris mit seinen papiernen Fluten, Livreebedienten wurden damals in einem Tage oft Millionärs, und fuhren in den Carossen ihrer verarmten Herren. So schnelle Glückswechsel hatten die fürchterlichsten Folgen: zu keiner Zeit wurden größere Verbrechen begangen. Die Straße Quincampoix war damals die Börse von Paris. Die Häuser trugen den Eigenthümern enorme Zinsen ein, aus einem einzigen Hotel wurden 500,000 Frs. in einem Jahre gezogen. Sogar die Keller wurden vermietet. Tagelöhner verdienten oft 100 Frs. täglich, indem sie ihren Rücken als Schreibtisch vermieteten. Einige junge Herren vereinigten sich, um die Agioteurs, die hier zusammenkamen, mit bewaffneter Hand zu überfallen und sie ihrer Portefeuilles zu berauben. In Gesellschaft zweier Schwiegelfellen lud Graf Horn einen reichen Amerikaner in ein Wirthshaus, wo sie ihn ermordeten und ausplünderten. Es gelang den drei Mördern zu entkommen; später wurden sie eingefangen und gestanden ihr Verbrechen ein. Vergebens verwendete man sich für Horn; Law drang auf die Hinrichtung der Verbrecher: sie wurden gerädert.

Das ist alles gut und schön, werden Sie sagen. Ihr Graf Horn mag ein recht ergiebiger Bösewicht für einen Roman seyn. Die zarten Gefänge der Frau Tassu mögen für ein Pariser Publicum Interesse genug haben: aber Bellini? wo bleibt Bellini? was halten Sie von I Puritani?

Gehört habe ich sie nicht, einstweilen will ich Ihnen sagen, was ich darüber gehört habe.

Das Sujet ist einem Vaudeville von Anclot „Les têtes rondes et les Cavaliers“ entlehnt. Die Verse sind poetischer, als gewöhnlich Operntexte sind, die Scenen mit vieler Gewandtheit zusammengestellt, die verschiedenartigsten Effecte wechseln mit einander ab. Die Oper hat keine Overture; nach den ersten Vorgesängen rollt der Vorhang in die Höhe: wir sehen die Plattform einer Festung, welche die Puritaner inne haben. Die Trommel wirbelt, Soldaten erscheinen: Chor, erst kriegerisch dann religiös, dazwischen ertönt ein munterer Hochzeitreigen. Elvira, die Tochter des Gouverneurs, ist Braut. Diese vielleicht etwas zu grellen Contraste drückt die Musik aufs glücklichste aus. Den Sonnenaufgang bearüßen die Blasinstrumente mit langsamen, feyerlichen Accorden. Der Soldatenchor ist kräftig und die religiösen Gefänge, welche die Orgel begleitet, sind von großartiger und ergreifender Wirkung. Jetzt entwickelt sich das Drama: Elvira ist an Sir Richard Forth verlobt. Sir Richard, ein Puritaner, hat die Zustimmung des Vaters, aber zugleich einen Nebenbuhler, Lord Arthur Talbot, und dieser ist es, den Elvira liebt. Der Vater wird durch ihre Thränen gerührt, er willigt in ihre Verbindung mit Arthur, obgleich es dieser mit der Parthey des Prätendenten hält. Sir Georges, ihr Onkel, eine ziemlich überflüssige Figur, überbringt ihr die frohe Kunde; Duett zwischen Sir George und Elvira, äußerst lieblich und geschmackvoll. Hörner erschallen, die Zugbrücke senkt sich, Arthur fällt der Geliebten zu Füßen, eine herrliche Scene, welche die Grisi mit ungemeiner Grazie und hinreißendem Gefühle gibt. Die Arie, die sie im Hochzeitsterie ausdrückt, mußte wiederholt werden. Ihr Glück ist von kurzer Dauer. In der Festung ist eine gefangene Dame, welche mit großer Achtung und Strenge bewacht wird. Sir Arthur entführt sie. Eifersucht Elvira's, die, von Sir Richard angefaßt, bald in Wahnsinn übergeht. In diesem Theile ihrer Rolle macht die Grisi weniger Effect; wer sich ähnlicher Scenen von der Malibran erinnert, findet die Grisi fast mittelmäßig. Überhaupt hat die Oper gegen das Ende weniger interessirt. Die Gefangene, die Sir Arthur entführt, war die Königin Henriette von England, die Gemahlinn des unglücklichen Karls I. Er wird eingefangen, zum Tode verurtheilt und begnadigt. Mit ihrem Geliebten bekommt Elvira glücklicherweise den Verstand wieder. Wir erwähnen noch eines Duetts zwischen Sir George und Richard. — Rubini, Tamburini sind unübertrefflich zu nennen. Nächstens ein Näheres, so wie über ein Melodram: „les Chauffeurs,“ das vorgestern zum ersten Male gegeben worden, und

dann „Don Juan d'Autriche,“ das nächstens gegeben werden soll, das aber gegenwärtig das Publicum sehr beschäftigt.

K. K. priv. Theater in der Josephstadt.

Am 20. April zum ersten Male: „Der kluge Arzt.“ Drama in zwey Abtheilungen nach M e l e s v i l l e 's: „Elle est folle.“

Von diesem in Paris höchst beyfällig aufgenommenen Stücke hat auch das k. k. Hofburgtheater eine Übertragung in die Scene gesetzt, Plan und Erörterung desselben soll daher bey der Gelegenheit zur Sprache kommen, wo über das Resultat der zweyten Bearbeitung Bericht erstattet werden wird. Übrigens ist uns die Piece als eine der geistreichsten und werthvollsten Compositionen erschienen, die uns seit geraumer Zeit aus der Seine-Stadt zukamen, und erregte auch auf einem dem recitirenden Schauspieler mißlicher zugänglichen Boden lebhaftes und verdientes Interesse. Mit Vergnügen lassen wir dießfalls der Darstellung Gerechtigkeit widerfahren und bezeichnen sie als eine der anziehendsten dieses Theaters. Insbesondere nahm dieselbe durch das Debut eines jungen, sehr fähigen Schauspielers, des Hrn. G e h r i g (Harleigh, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, in welchem die Gesellschaft einen erprießlichen Zuwachs erhielt. Hr. G e h r i g spricht mit tiefem Gefühl, benimmt sich auf der Bühne sehr anständig, und wenn er auch bisweilen fast etwas zu viel declamirt, so artet dieß doch nie in Bombast und Effecthaherey aus, welche Mäßigung bey jugendlichen Darstellern eben nicht häufig zu seyn pflegt. Die Rolle, welche Hr. G e h r i g spielte, ist eine sehr schwierige und er löste seine Aufgabe mit so befriedigender Sicherheit, daß fast nur in dem mimischen Theile desselben etwas mehr Energie zu wünschen übrig blieb. Noch möchten wir den hoffnungsvollen Kunstjünger vor dem Gebrauche der tieferen Chorden seines Organs warnen, welches dadurch einigermassen hohl klingt, ein Umstand, der vielleicht darin begründet seyn mochte, daß der Schauspieler sich für die Parthie zu jugendlich fühlte. Hr. G e h r i g wurde wiederholt gerufen und das Publicum äußerte die allgemeinste Zufriedenheit mit der neuen Acquisition. Die dankbare, aber nicht minder schwere Rolle des Dr. V o l l a t war Hrn. v. H o l t e i zugefallen, somit in guten Händen; der schätzbare Künstler führte sie mit einer Besonnenheit, Wärme und in so scharfem Colorite durch, daß sie seinem Darstellungsvermögen sehr zur Ehre gereicht. Allerliebste war wieder Frau von H o l t e i (Nelly); es ist kaum möglich, mehr Anmuth und sinnige Weiblichkeit in einem so kleinen Raume zu entwickeln, als es hier geschah; die Scenen der lebenswürdigen Künstlerinn gehörten zu den anziehendsten des Abends. Lady Anna wurde durch Mad. A r b e s s e r repräsentirt, welche sehr Ansprechendes leistete, wenn gleich sie im Ganzen zu kalt erschien. Die Nebenrollen waren durch die Hrn. D i e t r i c h und K i n d l e r glücklich besetzt. Was die Übersetzung anbelangt, so zeigt dieselbe von Geschick; hier und da scheint sie sich wohl zu buchstäblich an das Original gehalten zu haben.

Concert des Hrn. Carl von Bocklet.

Unter allen musicalischen Erscheinungen des heurigen Winters werden die Concerte des Hrn. Carl von Bocklet von dem Theile unsers Publicums, den wir Musikfreunde im engeren Sinne des Wortes nennen möchten, als die interessantesten genannt und im Gedächtnisse behalten werden. Unvergeßlich, wie diese Leistungen schon ihrem innern Werthe nach sind, gewinnen sie noch für uns alle durch den äußern Umstand, daß sie nach langer, in Beziehung auf Improvisation, mehr als 10jähriger Zurückgezogenheit, einen Künstler auf die Bahn der Öffentlichkeit bezogen haben, in die er seinem Standpuncte nach gehört, in welcher er als der Erste seines Faches zu glänzen berufen ist. Diesen Ehrenplatz nimmt Bocklet in seiner doppelten Eigenschaft als Improvisator wie als Virtuose auf dem Clavier unbesritten ein; über das erstere wird wohl kein Zweifel mehr obwalten können, wenigstens nicht bey allen denen, welche seine „Phantasie“ am 10. April d. J. gehört haben; in Beziehung auf das zweyte mag es immerhin möglich seyn, daß an Eleganz, Fertigkeit und Nettigkeit in den Passagen einer oder der andere seiner Kunstgenossen es Bocklet gleich oder wohl gar zuvor thue; an tiefer und genialer Auffassung aber, an Empfindung, Ausdruck und Seele wird er

gewiß von keinem seiner Mitbewerber übertroffen, und wenn dies letzters wirklich die bessere, größere Hälfte der Kunst ist, so wird man ihm um so williger den Vortritt als Künstler einräumen. Die beyden Concerte, von denen hier die Rede ist, beweisen schon durch die prunklose, aber vollwichtige Einfachheit ihres Inhalts, von welchem Geiste der, welcher sie veranstaltete, beseelt ist; in beyden kommen nur vier Namen und zwar jedesmal dieselben vor, nemlich Beethoven, Hummel, Mozart und — wir dürfen, ohne diesen Namen zu nahe zu treten, mit gutem Gewissen hinzusetzen — Bocset. Als Einleitung oder vielmehr als Einweihung diente jedesmal eine Ouverture von Beethoven, dem eigentlichen geistigen Zehvater unsers Bocset, das erste Mal die Ouverture zum „Coriolan,“ das zweyte Mal die zu dem Festspiele: „die Ruinen von Athen.“ Auf solche Weise vorbereitet und in die gehörige Stimmung versetzt, hörte die Versammlung nun die beyden Concerte von Hummel in H-moll und in A-moll, vorgetragen von dem Concertgeber. Hummel hat bey seinen Compositionen auf Leute gerechnet, die ihn so ganz zu verstehen und zu verarbeiten im Stande sind, wie Bocset; findet er solche, dann werden seine Werke noch lange den Platz behaupten, den sie seit einer Reihe von Jahren als Lehr- und Musterwerke behauptet haben. Die Art, wie die beyden Concerte dieses Mal vorgetragen wurden, hat den Componisten und sein Andenten, mit einem neuen, unzerstörbaren Leben verjüngt, besonders in Beziehung auf das A-moll-Concert, welches wohl ohnedies die schönste Schöpfung Hummels genannt werden darf. Nach den Concerten hörten wir die beyden Arien von Mozart, nemlich die bekannte aus der Oper „Titus“ mit obligatem Bassethorn, vorgetragen von Mlle. Charlotte König und Hrn. A. Friedlowsky, Mitglied des k. k. Hofburgtheaters, und die Arie des Belmonte aus der Oper: „Die Entführung,“ gesungen von Hrn. Eise, Mitglied der k. k. Hofcapelle. — Den Schluß der Akademie machten die Improvisationen des Hrn. v. Bocset. Leistungen der Art lassen sich nicht wohl beschreiben; der Verstand und die Empfindung können dem Fluge einer solchen Schöpfung wohl folgen in der Stunde des Entstehens, aber das Gedächtniß kann die einzelnen Theile, die rasch und unaufhaltsam einander verdrängen, nicht festhalten und noch weniger schildern; es bleibt nichts übrig, als der Eindruck des Ganzen, und für diesen hat man höchstens ein einziges, mageres, ungenügendes Wort zur Bezeichnung. Bocset war als Improvisator von den Kunstfreunden Wiens immer und einstimmig als der erste und unübertroffene genannt worden; allein öffentlich hatte man ihn in dieser Eigenschaft seit einer Reihe von Jahren nicht gehört; jezt weiß auch das große Publicum, daß es mit jenem Ausspruche seine Richtigkeit habe, und die Sanelle, durch den allgemeinen Wunsch gleichsam erzwungene Wiederholung des ersten Concertes vom 10. April, am 20. desselben Monates, hat wohl den besten Beweis geliefert, welche Wirkung ein Kunstwerk solchen Werthes hervorgebracht. Den Inhalt oder vielmehr die Veranlassung zu demselben gab ein einfaches aber sinnreiches, ganz in Bocset's Geist und darum glücklich gewähltes Thema aus Beethoven's A-moll-Symphonie; aus diesen kurzen, einfachen Tacten entstand ein Tongemälde, dem nichts fehlte, als daß man es hätte festhalten und verewigen können, um dem Urheber desselben ein bleibendes Zeugniß seines schönen Berufes zu begründen. Das Thema der zweyten Improvisation, eine Stelle aus einer Clavierfonate Beethoven's, war, obwohl geistreich und charakteristisch, wie alles von diesem Meister der Töne, doch weniger melodios und zur Behandlung geeignet, als die obgenannte unverstehbare Fundgrube musikalischer Gedanken. Daß Bocset's erfindungsreiche Dichtergabe sich auch bey dieser minder glücklichen Aufgabe nicht verläugnet, sondern, dem undankbareren Stoffe gleichsam zum Troste, sich auch hier siegreich bewährt habe, brauchen wir wohl schwerlich zu versichern; aber scheiden wollen wir von ihm mit der Erinnerung an jene erste A ben d phantastie, eine Erinnerung, die wir zu den schönsten, zu den unauslöschlichen unserer Kunst-erfahrungen rechnen.

Wiener Meubleformen II.

Zweyte Ansicht des Damen-Toilette-Zimmers (davon die erste in der Beilage dieser Zeitschrift vom 21. März d. J. dargestellt ist), nach ausgeführten Formen der k. k. Landespriv. Meuble-Fabrik der Jos. Danhauser sel. Witwe, auf der alten Wieden, Hauptstraße, nächst dem k. k. Theresianum Nr. 302.

Herausgeber und Redacteur Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.